

FILM

CANNÉS

Links-linkisch

Schlag Mitternacht schleicht Landwirt Tschu zum Hühnerstall und imitiert einen Hähnenschrei. Der echte Hahn, so animiert, hebt kaum zu krähen an, da prügelt Tschu seine unausgeschlafenen Bauern hinaus aufs Feld. Tschu hofft, daß die Bauern ob der schlechten Behandlung entlaufen, ehe er ihren nächsten Lohn auszahlen muß. Die Bauern aber spielen ihm ebenso übel mit: Sie geben vor, Tschu für einen Hühnerdieb zu halten, und schlagen ihn zusammen.

Mit diesem antikapitalistischen Lehrstück (Titel: „Der Hahn kräht um Mitternacht“); einem 478 Meter langen Puppenfilm des Schanghaier Trickfilmstudios, beteiligte sich die Volksrepublik China in diesem Jahr erstmals an den Filmfestspielen von Cannes.

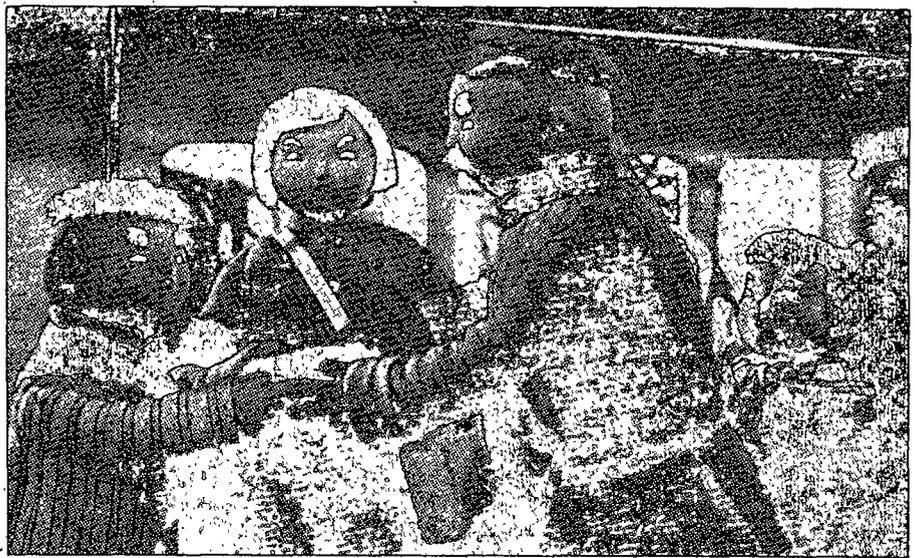
Das rote Reich der Mitte hat mit dem bäuerlichen Dramolett und einem zweiten Puppen-Propagandafilm („Am Straßenrand“) dank de Gaulles Chinophilie nun in Cannes eines der großen europäischen Kinofestivals als Brückenkopf erobert.

Bei den Filmfestspielen in Venedig konnten bislang weder national- noch rotchinesische Lichtspiele vorgeführt werden, weil die Jury — obwohl nach links tendierend — zu streng geeichte Maßstäbe an die Filme legte. Die „Berlinale“ war für die Volksrepublik seit je unzugänglich. Das Berliner Filmfest fand bisher ohne kommunistische Staaten statt.

In Cannes machte sich de Gaulles diplomatische Linkswendung jetzt nicht nur auf dem Dach des Festivalpalais



Cannes-Besucherin Chantal Dumont
Aus ideologischen Gründen ...



Rotchinesischer Puppenfilm „Am Straßenrand“ in Cannes. Charmanter Nazismus

an der palmengesäumten Croisette bemerkbar, wo statt der nationalchinesischen die rotchinesische Flagge weht: Die soeben zugelassenen Volksrepublikaner wollten sich auch nicht an die gesellschaftlichen Usancen der europäischen Kapitalisten und Filmkollegen gewöhnen.

Während der vergangenen Jahre hatte ein ebenso geschäfts- wie reklametüchtiger Filmproduzent und Großkinobesitzer aus Formosa, der Millionär Run Run Shaw, die chinesischen Farben an der Croisette vor allem mit den kostbar-bunten Gewändern seiner ansehnlichen Begleiterinnen repräsentiert.

Die rotchinesischen Festivalfrischlinge dagegen weigerten sich in diesem Jahr „aus ideologischen Gründen“, zum abendlichen Kinogang den üblichen Smoking anzuziehen. Festspielfeldirektor Favre-Le Bret, an einem diplomatischen Konflikt mit den Cannes-Debütanten nicht interessiert, erlaubte ihnen, zum Anzug bunte Krawatten eigener Wahl zu binden.

Weniger Erfolg hatten die Chinesen mit ihrem eingereichten abendfüllenden Spielfilm „Die Kunstspringerin“: Die Auswahlkommission in Cannes lehnte den Film über eine erfolgreiche Sportlerin, die nicht nur für ihr Land, sondern zum eigenen Ruhm kunstvoll vom Turm springt, als allzu naive Propaganda ab. Übrig blieben die beiden links-linkischen, ideologischen Puppenfilme.

Der Auftritt Rotchinas war symbolträchtig für die XVIII. Internationalen Filmfestspiele von Cannes. Meldete die „New York Herald Tribune“: „Politik spielt eine Hauptrolle beim Filmfestival.“

Zwar hatten die Cinéasten Anlaß zum Jubel, als der englische Film „The Knack“ („Der Dreh“) des Regisseurs Richard Lester („Yeah! Yeah! Yeah!“) lief, in dem die Erlebnisse eines Vorstadtcasanovas gezeigt werden.

Zwar ergingen sich an der Croisette wie üblich hoffnungsfrohe Damen in deftigen Dekors — so das Heim-Mannequin Chantal Dumont, das sich nur in ein weitmaschiges Netzgewand kleidete.

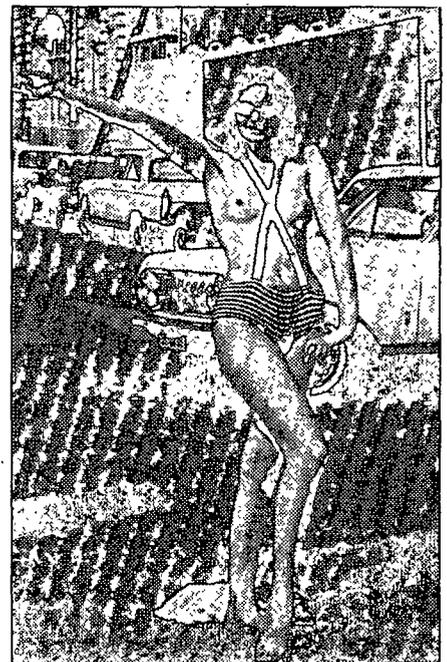
Zwar hatte eine auf Filmerfolg erpichte Italienerin namens Andrea di Stella den bislang trüchtigsten Publicity-Einfall des Festivals: In einen „Monokini“ gehüllt, regelte sie den Ver-

kehr an einer Straßenkreuzung von Cannes.

Aber ein halbes Dutzend der 25 am Festival beteiligten Länder hatte Filme nach Cannes geschickt, deren Inhalt Krieg in allen Spielarten war.

Der Ex-Wiener und US-Produzent Otto Preminger („Der Mann mit dem goldenen Arm“) führte zur Eröffnung sein Drei-Stunden-Spektakel „In Harm's Way“ („Erster Sieg“) vor — ein nach dem gleichnamigen Marineroman des Amerikaners James Bassett gedrehtes Farbepos über die Heldentaten der US-Marine auf dem pazifischen Kriegsschauplatz.

Der französische Regisseur und Indochina-Veteran Pierre Schoendoerffer erteilte mit der Verfilmung seines eigenen Romans „317. Abteilung“ eine ähnliche Lektion: Der mit einer Sondergenehmigung des Prinzen Norodom Sihanouk in den Dschungeln von Kambodscha gedrehte Film schildert den Untergang einer französischen Truppe zur Zeit von Dien-Bien-Phu — eine „wert-



Cannes-Besucherin Andrea di Stella
... Kleiderzwang abgelehnt

volle Lehre für diejenigen, die zur Zeit im Dschungel von Vietnam kämpfen“ („New York Herald Tribune“).

Von einem Kriegshelden handelt auch der sowjetische Festivalbeitrag „Die Odyssee des T 34“ von Nikita Kurichin und Léonid Menaker: Die beiden Regisseure verherrlichen die Taten eines anonymen russischen Soldaten, der mit einem T 34-Panzer aus deutscher Gefangenschaft ausbricht, durch deutsches Hinterland rast, seine SS-Verfolger nassführt und schließlich beim Versuch, ein deutsches Kind zu retten, von einem grinsenden deutschen Landser erschossen wird. „Die Welt“ merkte an, daß in dem Film „Unglaublichkeiten dichter zusammenstehen als Margeriten auf dem Margeritenfeld“.

Das griechische Lichtspiel „Verrat“ versucht sich an einer psychologischen Studie über einen NS-deutschen Besatzungsoffizier in Athen namens Karl von Stein. Der Deutsche liebt eine Griechin, liefert sie aber der Gestapo aus, als er erfährt, daß sie Jüdin ist. Von Stein fiel, so wollte Regisseur Costas Manoussakis seinen Film in Cannes verstanden wissen, auf den „verführerischen Charme des Nazismus“ herein.

Ein englischer und ein tschechoslowakischer Film schließlich machten das halbe Dutzend der Militär- und Gewaltfilme-Schau voll: Der britische Beitrag „The Hill“ („Der Hügel“), inszeniert von Sidney Lumet („Die zwölf Geschworenen“), spielt in einem Strafgefangenenlager, wo sich James-Bond-Darsteller Sean Connery als Feigling vor dem Feind schinden lassen muß; der tschechische Film „Der Lerchenspiegel“ berichtet von der Enteignung jüdischer Geschäfte im Jahre 1942 und legt bloß, was die Filmautoren Jan Kadar und Elmar Klos die „Wurzeln der Inhumanität unter den Menschen, die in der Politik durch den Faschismus verkörpert wird“, nannten.

An dieser „Häufung tendenziöser Lichtspiele“ (so der Kritiker Hans-Dieter Roos) auf dem Cannes-Festival konnte sich die Bundesrepublik nicht beteiligen, obgleich sie es versuchte. Sie ist nur mit dem Industriefilm „Petrol“ vertreten. Kurt Hoffmanns „Das Haus in der Karpfengasse“, gedreht nach dem Roman des israelischen Schriftstellers Ben-gavriël (SPIEGEL 13/1965), wurde wegen „mangelnder künstlerischer Qualität“ abgelehnt.

HOCHSCHULEN

FREIE UNIVERSITÄT

Berliner Blockade

Die Streikenden forderten weder Aufgeld noch Kaffeepause, sie dürsteten nach Redefreiheit. Sie boykottierten nicht rauchige Fabrikhallen, sondern lichte Hörsäle: Es war der erste Studenten-Ausstand an der Freien Universität (FU) in West-Berlin.

Fünf Stunden lang blieben am Dienstag letzter Woche etwa 800 akademische Bürger den Vorlesungen des Otto-Suhr-Instituts (Lehre von der Wissenschaft der Politik) fern. Allein Professor Georg

Kotowski, CDU-Fraktionär des West-Berliner Abgeordnetenhauses, dozierte vor 40 Getreuen.

Die Majorität der angehenden Politologen erhitzte sich derweil im malkühlen Vorgarten an der Frage, ob der Rektor das Hausrecht zur Unterdrückung kontroverser politischer Meinungen mißbrauche. Auf Spruchbändern hieß es: „Heute Kuby — wer morgen?“

Denn der Publizist Erich Kuby war die Ursache des Vorlesungsstreiks. Magnifizienz Herbert Lüers hatte dem Allgemeinen Studentenausschuß (Asta) eine für den 7. Mai anberaumte Podiumsdiskussion mit dem Publizisten in den Räumen der Universität verwehrt.



Demonstrierende FU-Studenten: Wie unfrei ist die Freie Uni?

Nicht das Thema („Restauration oder Neubeginn — die Bundesrepublik 20 Jahre danach“) erzürnte den Genetiker Lüers, sondern die Person eines der Debatter: „Herr Kuby hat die Freie Universität beleidigt.“

Frontstadt-Zeitungen zollten dem Rektor Beifall: Kuby habe 1958 die FU (die Nachkriegsgründung von Dozenten und Studenten, denen die Freiheit der Lehre an der Ost-Berliner Humboldt-Universität verwehrt wurde) eine unfreie Universität geheißen.

Kuby stieß sich damals an dem Namen „Freie Universität“. Eine solche Bezeichnung, so analysierte er, sei einer Heimstätte der Wissenschaft nicht würdig, denn sie enthalte „eine innere antithetische Bindung an die unfreie Universität jenseits des Brandenburger-Tores“, womit „ein äußerstes Maß an Unfreiheit“ zum Ausdruck komme.

In der autoritären Praktizierung des rektoralen Hausrechts gegen Kuby erblickten die Studentenverbände eine Beugung der vom Grundgesetz garantierten Meinungsfreiheit. Und da sie befürchteten, daß die Lüers-Order Schule machen würde, wenn man diesen Präzedenzfall unwidersprochen hin-

nehme, protestierten sie mit selbstgefertigten Schildern: „Redefreiheit an einer Freien Universität“.

Prorektor Ernst Heinitz, der für den verreisten Herbert Lüers die Amtsgeschäfte übernommen hatte, fühlte sich provoziert. Der Jurist und SPD-Genosse kündigte „für den Fall von Störungen des Lehrbetriebs durch Demonstrationen“ schwerwiegende Folgen an: Das Rektorat erwäge, den Studentenverbänden die Zulassung als studentische Gemeinschaften zu entziehen.

Das erst brachte die Mehrheit der Studenten auf. Die Politologen entschieden sich, die Aussperrung Kubys mit einer Blockade der Hörsäle zu beantworten. Und der Allgemeine Studentenausschuß sammelte über 3000 Protestunterschriften gegen Rektor Lüers.

Ihr lärmendes Plädoyer für die Meinungsfreiheit brachte den akademischen Jüngern herbe Kritik ein. So rügte SPD-Landessekretär Eberhard Hesse, daß die Studenten zwar „für Vietnam und Kuby“ einträten, nicht aber für die im Sowjetsektor inhaftierten West-Berliner Mahrhold und Rehbein.

Axel Springers „Berliner Morgenpost“ paukte: „Das... ist nicht Freiheit, sondern Anarchie.“ Schriftsteller Günther Grass aber wahrte Solidarität: Er werde — obwohl „Gegner Kubys“ — die Räume der FU nicht mehr betreten.

Der Vorwurf studentischer Vertreter, die Universitäts-Verwalter reagierten ihre Frontstadt-Komplexe ab, ist allerdings nicht stichhaltig. Ebenso energisch wie Heinitz jetzt gegen die Kuby-Partei eintritt, hatte er in der Zeit seines Rektorats Mauersprenger und Fluchthelfer verurteilt: Solche Taten seien mit der akademischen Würde unvereinbar, und wer dabei ertappt werde, sei der Ausweisung aus dem Studentendorf gewiß.

Hinter diesem Ausschlagen nach rechts und links verbirgt sich das Bemühen des Lehrkörpers, die Freie Universität zu entpolitisieren. Die Professoren beklagen, daß die Alma mater Berolinensis bei den traditionellen Hochschulen Westdeutschlands im Geruch einer politischen Kampfuniversität stehe. Und Prorektor Heinitz will, so behauptet er, erreichen, daß die Berliner Dozenten von den Kollegen altherwürdiger Lehrstätten als vollwertig anerkannt werden. Heinitz: „Wir können uns deshalb keinen Spektakel leisten.“

Doch ausgerechnet das, was das Rektorat mit seiner Kuby-Order verhindern wollte, löste es nunmehr aus: Die Studenten schlugen Alarm. Da Streik und Proteste ohne Erfolg blieben, erwägen sie, Rektor Lüers wegen Mißbrauchs des Hausrechts beim Verwaltungsgericht zu verklagen.